

»Gleichstellung ist nicht zum Nulltarif zu haben«

Im Gespräch mit Sabine Hark, Professorin für Geschlechterforschung

Fast hysterisch sind die Attacken gegen »Gender-Wahn«, »Genderismus« oder »Genderisierung«, die seit einiger Zeit aus antifeministischen und maskulistischen Kreisen, aber auch von AnhängerInnen der »Alternative für Deutschland« und Pegida geritten werden. Seriöse Zeitungen und sogar die Öffentlich-Rechtlichen befeuern diese Attacken, die sich vor allem gegen die Geschlechterforschung und ihre VertreterInnen richten. Dieses Phänomen des »Anti-Genderismus« haben Sabine Hark, Professorin für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung an der Technischen Universität Berlin, und Paula-Irene Villa, Professorin für Soziologie und Gender Studies an der Ludwig-Maximilian-Universität in München, nun einer gründlichen Analyse unterzogen. In ihrem Buch zeigen sie und ihre MitautorInnen die Ursachen dieses »Kulturkampfes« auf, beleuchten, wer seine InitiatorInnen, MultiplikatorInnen und AdressatInnen sind, und machen deutlich, wo und mit welchen Mitteln er ausgetragen wird.

FrauenRat: Sie schreiben, die Gender Studies seien verstörend. Warum?

Sabine Hark: Unsere Diagnose ist, dass es sich bei den GegnerInnen von Gender nicht um BefürworterInnen eines reinen Antifeminismus handelt, der sich gegen die gleichen Rechte, die Gleichbehandlung von Frauen und Männer richtet. Vielmehr verstört sie, dass die Gender Studies unser Denken in zwei Geschlechtern und die Behauptung infrage stellen, diese Geschlechter seien biologisch, das heißt »natürlich« bestimmt. Das erschüttert das herrschende Geschlechterverhältnis und somit auch unsere gesellschaftliche Ordnung. Die US-amerikanische Geschlechteraktivistin Kate Bornstein hat einmal gesagt: Es gibt nur einen Grund dafür, dass es zwei Geschlechter gibt, nämlich den, dass das eine das andere unterwerfen kann. Wenn es stimmt, dass wir in einer patriarchal verfassten Welt leben, in der die eine Genus-Gruppe über die andere privilegiert wird, dann kann die Infragestellung all dessen durchaus erschüttern oder verstören. Unsere GegnerInnen haben das sehr richtig

erkannt und versuchen, diese Infragestellung politisch zu skandalisieren und massiv abzuwehren. Das geht bis hin zu Androhungen von Gewalt gegenüber einzelnen Personen in der Geschlechterforschung, die durchaus strafrechtsrelevant sind.

Sind Sie persönlich auch schon bedroht worden?

Bedroht nicht, aber diffamiert. Als wir die ersten Artikel zum Thema in der Presse veröffentlichten, gab es Briefe, zum Beispiel an unsere Universitätspräsidenten, mit der Forderung, uns rauszuschmeißen oder zumindest gegen uns vorzugehen.

Es wäre einfach, das als Reaktion von Feministinnen-HasserInnen oder dumpfen »Ewiggestrigen« abzutun. Aber es sind ja hochrangige Vertreter, selten Vertreterinnen, aus Wissenschaft und Medien, die gut vernetzt und professionell als Meinungsführer die politische Kommunikation beherrschen. Ist der »Anti-Genderismus« vor allem eine Reaktion auf die Prekarisierung männlicher Privilegien?

Einige unserer Autorinnen vertreten in der Tat die These von der Prekarisierung männlicher Privilegien in der Erwerbsphäre. Auf die Meinungsmacher in den großen Feuilletons trifft das natürlich nicht zu; zumindest nicht im Hinblick auf ihre Erwerbstätigkeit. Aber sie sind angegriffen in ihrer Position als Meinungsführende, da geht es ganz klar auch um männliche Privilegien. Wir hatten in den letzten Jahren einen weichgespülten Feminismus, der suggeriert hat, Emanzipation und Gleichstellung seien praktisch zum Nulltarif zu haben, sozusagen eine Win-win-Situation für Frauen und Männer. Das ist natürlich falsch. Denn wenn das Patriarchat weg soll, kann das nur zulasten privilegierter Gruppen gehen, die müssen tatsächlich etwas abgeben. Der »Anti-Genderismus« ist ein Reflex auch darauf.

In den heutigen Attacken auf genderpolitische Diskurse gibt es starke Parallelen zu früheren Angriffen auf den Feminismus – und auf dessen Vertreterinnen. Feminismus ist heute via Gleichstellungspolitik streckenweise in den gesellschaftlichen Main-

stream überführt und durch Institutionalisation vielfach entschärft worden. Heißt das Böse jetzt »Gender«?

Anti-feministische Ressentiments sind immer noch da, aber sie äußern sich heute nicht mehr so unmittelbar. In den Attacken, zum Beispiel gegen Gender Mainstreaming, kommt aber auch ein stark antistaatlicher Affekt zum Tragen, ein Anti-Brüssel-Affekt – gegen eine von oben verordnete Gleichstellung, gern auch als »Gleichschaltung« bezeichnet, gegen die »Gleichmacherei der Geschlechter«. Im Kern sind das camouflierte anti-feministische Ressentiments, die jetzt als Kampfansage gegen Gender – Gender Studies, Gender Mainstreaming – daherkommen. Wobei die meisten Menschen keine Vorstellung haben, worum es in diesem Wissensgebiet geht. Auch Gender Mainstreaming ist für die meisten nicht fassbar. Über diesen Umweg wird der direkte Angriff auf die gleichen Rechte für Frauen und Männern vermieden. So nimmt Birgit Kelle, aktuell eine der zentralen ProtagonistInnen der Gender-Attacken, durchaus positiv Bezug auf den Feminismus: Er habe uns wichtige Errungenschaften gebracht, damit müsse es aber auch gut sein. Eine ähnliche Position hat ja auch Ex-Bundesfrauenministerin Kristina Schröder in ihrem Buch »Danke, emanzipiert sind wir selber« vertreten. Das ist natürlich ein sehr verkürzter Blick auf gesellschaftliche Prozesse. Denn gesellschaftliche Verhältnisse oder Rechtszustände sind ja nicht ein für alle Mal errungen, sondern müssen immer wieder neu ausgehandelt und verteidigt werden.

Der gleichstellungspolitische Feminismus macht sich vor allem an der besseren Ausnutzung der Ressource Frau auf dem Arbeitsmarkt fest, ohne dass die grundlegende neokapitalistische Sozialordnung dabei infrage gestellt wird. Den Protagonistinnen der jüngsten, sogenannten vierten Welle des Feminismus geht es nun nicht mehr vorrangig um die Vereinbarkeit von Beruf und Familie, um Karriere und Führungspositionen,

sondern wieder viel mehr um heteronormative Zuschreibungen und die daraus abgeleitete Hierarchisierung, um Sexualpolitiken, mehr oder weniger stark vermischt mit einer Kapitalismuskritik.

Richtig, genau da hat der radikale Feminismus damals begonnen. Ich lese in meinem Seminar zu feministischer Theorie mit den Studierenden immer alte und neue Texte, die wir dann in Bezug zueinander setzen. Im vergangenen Semester habe ich unter anderem Shulamith Firestone und Laurie Penny gelesen. Die Studierenden fallen fast von den Stühlen, wenn sie feststellen, dass es schon in den Sechzigerjahren genauso radikale oder radikalere Texte gab – vor allem in Bezug auf die Analyse des Geschlechterverhältnisses. Das aber führt uns auch vor Augen, dass trotz institutionalisierter Frauen- und Geschlechterforschung die Gefahr historischen Vergessens besteht. Das mussten ja auch die Frauenforscherinnen in den Siebziger- und frühen Achtzigerjahren feststellen, als sie entdeckten, dass es vor ihnen schon eine erste radikale Frauenbewegung gegeben hatte und dass das alles verschüttet war.

Die zweite Frauenbewegung hat die Geschlechterpolitik und -forschung hervorgebracht – und sich scheinbar selbst dabei im Laufe der Zeit abgeschafft oder zumindest geschwächt. Das politische Subjekt »Frau« ist erschüttert, muss sich seine politische Berechtigung mit LGTBQI und seine (mensen-)rechtlichen Forderungen mit allen Diskriminierten dieser Welt teilen. Hat Gender den Feminismus »abgewickelt«?

Nein. Die feministische Theoretikerin Joan Wallach Scott hat die feministischen Politiken in Frankreich seit der Französischen Revolution untersucht und festgestellt: Wir haben nur Paradoxien anzubieten. Und das gilt bis heute. Wir müssen uns politisch auf die Kategorie Frau berufen, um geschlechtlich bedingte Asymmetrien und Benachteiligungen politisch skandalisieren zu können. Gleichzeitig



Sabine Hark

Die Soziologin lehrt als Professorin an der Technischen Universität Berlin, wo sie seit 2009 das Zentrum für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung leitet. Sie gilt als Mitbegründerin der Queer Theorie in Deutschland und gehört zum Redaktionsteam der Feministischen Studien – Zeitschrift für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung.

Soeben erschienen: Sabine Hark, Paula-Irene Villa (Hg.), (Anti-)Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen, transcript Verlag, Bielefeld, 2015

müssen wir uns dem widersetzen, damit wissen oder bestimmen zu können, was Frauen alles sind oder nicht sind. Politik funktioniert über Identifikation, über gemeinsame Interessen, daraus dürfen wir aber keine essentialistischen Fehlschlüsse ziehen. Auch wenn wir im Namen von Frauen Politik machen, können wir nicht definieren, wer diese Gruppe ist und was genau ihre Interessen und Anliegen sind. Judith Butler hat einmal gesagt, dass der Feminismus die Frauen braucht, aber nicht wissen muss, wer sie sind. Für einen aufgeklärten Feminismus muss daher immer dazugehören – und das ist vielleicht das, was Feminismus am stärksten von allen Emanzipationsbewegungen, die die Moderne hervorgebracht hat, unterscheidet –, dass er sich in jedem Moment immer wieder der Frage stellen muss: Wen meinen wir, welche Interessen vertreten wir? Ein Beispiel: Die Kritik seitens schwarzer Frauen hat in den vergangenen Jahren einen enormen Auftrieb erfahren, sie ist aber von Anfang an da gewesen. Bereits im 19. Jahrhundert sind schwarze Frauenrechtlerinnen in den USA bei den Abolitionistinnen aufgetreten. Aus dieser Zeit stammt auch der berühmte Satz der afroamerikanischen Frauenrechtlerin Sojourner Truth: »Ain't I a woman?« Damit hat sie die Frage gestellt, die bis heute virulent ist: Wenn in diesem Bild der – weißen, freien – Frau keines der Kennzeichen vorkommt, die mein Leben als versklavte Frau bestimmen, heißt das dann, dass ich keine Frau bin? Oder heißt das, dass wir neu definieren müssen, was Frausein ausmacht? Für mich ist das eines der stärksten Elixiere des Feminismus, das, was ihn bei allen Schwierigkeiten, bei allen Sackgassen, in die er sich auch immer wieder verrannt hat, lebendig hält und was ihn immer wieder attraktiv macht.

Dass sich »Frau« das menschenrechtliche Terrain im Bereich »Geschlecht« immer stärker mit LGBTIQ-Gruppen teilen muss, ist keine Schwächung?

Warum soll die Wahrnehmung der menschenrechtlichen Belange von

Gender Pro MINT

Geschlechterkompetenz in der Technikentwicklung

Wie kann es gelingen, Studierende für Gender und Diversity in der Technikentwicklung zu sensibilisieren? Können diese Kompetenzen für die berufliche und politische Arbeit von IngenieurInnen genutzt werden? Und warum sind sie überhaupt wichtig? Mit diesen Fragen beschäftigt sich die neueste Ausgabe des Magazins *Die Ingenieurin* Nr. 114 des deutschen ingenieurinnenbundes (dib). Die Herausgeberinnen stellen darin ausführlich das Studienprogramm Gender Pro MINT an der Technischen Universität Berlin und beispielhafte Abschlussarbeiten in verschiedenen MINT-Fächern vor, die in dessen Rahmen entstanden sind.

Die Zeitschrift kann bestellt werden unter: info@dibev.de. *uhe*

LGBTIQ eine Schwächung von »Fraueninteressen« sein? Es geht hier doch nicht um die Verteilung eines knappen Gutes. Vielmehr liegt hier eine Chance, bestimmte feministische Anliegen, wie zum Beispiel die Forderung nach reproduktiver Selbstbestimmung, noch einmal neu zu durchdenken – unter Berücksichtigung einer queeren oder postkolonialen Perspektive. Nehmen wir das Beispiel der Intersexuellen. Deren Kampf für das Recht auf körperliche Unversehrtheit ist seit jeher auch ein zentrales feministisches Anliegen. Und so gibt es viele Themen, bei denen es zwischen unterschiedlichen Gruppen Schnittmengen gibt. Natürlich macht eine solche intersektionale Perspektive feministische Anliegen komplexer. Es ist politisch herausfordernd, hier wieder zu einer »Kampagnenfähigkeit«, wie man wohl heute sagen würde, zu kommen. Doch das ist kein Problem des Teilens. Das ist die Dialektik der Moderne, um hier einmal mit großen Worten zu sprechen: Die Menschenrechte sind in der Welt. Der Soziologe Zygmunt Bauman hat

einmal gesagt: Sobald die Ideen von Freiheit und Gleichheit in der Welt sind, können sie niemals mehr daraus verschwinden. Und dann hat auch niemand einen Besitzanspruch darauf, auch der Feminismus nicht.

Die Gender Studies betreiben viel interessante Theorie und gesellschaftliche Analyse. Haben sie auch einen – sagen wir mal – anwendungspraktischen Nutzen?

Natürlich. Wir haben zum Beispiel an der TU Berlin ein Programm »Gender Pro MINT«. Es richtet sich vor allem an Studierende in den technischen, naturwissenschaftlichen und Planungsfächern. Sie lernen dort, in ihrem eigenen Fach Genderperspektiven zu entwickeln. Wenn wir uns zum Beispiel anschauen, wer die Entwickler der Maschinen sind, die unsere Zukunft bestimmen werden – so sind das in der Regel junge Männer. Und wen imaginieren sie als Nutzer ihrer Entwicklungen? Sich selbst. Eine meiner Doktorandinnen forscht gerade in einem Labor, in dem humanoide Roboter entwickelt werden. Einer der Entwickler hat ihr vorgeführt, wie toll unsere Zukunft mit diesen Robotern ist, die uns – so das Versprechen – die ganze Sorge- und Pflegearbeit abnehmen werden, die Drecksarbeit, die bislang vor allem Frauen machen. Illustriert hat er dies an einem Roboter, der für ihn dann die Kiste Bier trägt und ihm das Bier auch noch ans Sofa bringt. Das war seine Übersetzung für Care-Arbeit, und das schreit förmlich danach, solche technologischen Entwicklungsprozesse unter einer Geschlechterperspektive zu betreiben.

Mit Sabine Hark sprach Ulrike Helwerth.